



Leseprobe

Anne Brontë, Charlotte Brontë,
Emily Brontë

**Brontë, Die großen
Romane - Agnes Grey -
Jane Eyre - Vilette -
Shirley - Sturmhöhe (5
Bände im Schubert)**

Bestellen Sie mit einem Klick für 34,95 €



Seiten: 2860

Erscheinungstermin: 07. Oktober 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Brontë-Schwester haben in ihrer leider nur sehr kurzen Schaffensphase einige zeitlose Klassiker geschaffen, darunter Meisterwerke wie 'Jane Eyre' oder 'Sturmhöhe'. Diese wunderschöne Geschenkkasse umfasst die großen Romane der Brontë-Schwester Anne, Charlotte und Emily: Agnes Grey - Jane Eyre - Villette - Shirley - Sturmhöhe. Sensibel und mit ergreifender Unmittelbarkeit erzählt Anne Brontë (Bronte, Anne 1820 - 1849) die jüngste der drei weltberühmten Brontë-Schwester, die Geschichte einer jungen Frau: Um des Geldes willen verdingt sich die intelligente und empfindsame Agnes Grey, Tochter eines verarmten Landpfarrers, als Gouvernante in reichem Hause. Schon bald gerät sie mit ihren naiven Vorstellungen in die Mühlen zwischen verzogenen Kindern und allzu nachgiebigen Eltern, und all ihre Träume und Hoffnungen scheinen sich in Luft aufzulösen. Anne Brontë hat ihr Romandebüt, erschienen 1847, auf autobiografischen Erfahrungen aufgebaut. Sie selbst arbeitete wie ihre Titelheldin als Gouvernante, bis sie sich 1845 ganz dem Schreiben zuwandte. Charlotte Brontës Jane Eyre gilt als eine der facettenreichsten und ergreifendsten Frauenfiguren der Weltliteratur. Nach einer freudlosen Kindheit verliebt sich die junge Titelheldin in den herrischen und egozentrischen Mr. Rochester, in dessen Haus sie als Erzieherin Anstellung gefunden hat. Auch der Hausherr fühlt sich zu der intelligenten Frau hingezogen, doch hütet er ein schreckliches Geheimnis, das ihre seltsame Liebe zueinander unweigerlich überschattet. Die aufwühlende Melodramatik des Stoffs machte Brontës 1847 erschienenen Roman zu ihrem erfolgreichsten Werk. Im Mittelpunkt von Charlotte Brontës drittem großen Roman steht erneut eine bewegende Frauenfigur: Nach einer glücklos unstillen Jugend findet die unscheinbare Lucy Snowe in der Fremde Anstellung im Mädchenpensionat der kaltherzigen Madame Beck. Als ihre aufkeimende Liebe zum jungen Schularzt Dr. John unerwidert bleibt, droht die Einsamkeit sie zu erdrücken. Doch dann entdeckt Lucy ihre Zuneigung zu dem eigenwilligen Literaturprofessor Paul Emanuel. 'Villette' (1853) ist der letzte zu Lebzeiten erschienene Roman Brontës, die zuvor mit 'Jane Eyre' einen grandiosen Erfolg feierte. Neben dem grandiosen viktorianischen

Anne Brontë
Agnes Grey

ANNE BRONTË
Agnes Grey
Roman

Aus dem Englischen neu übersetzt
von Tobias Rothenbücher

ANACONDA

Die englische Originalausgabe erschien im Dezember 1847 bei Thomas Cautley Newby in London unter dem Titel *Agnes Grey. A Novel by Acton Bell*. Der vorliegenden Neuübersetzung liegt die Ausgabe in der Reihe *Oxford World's Classics*, Oxford 2010, zugrunde.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieser Band ist Teil der Sonderausgabe
Anne, Charlotte, Emily Brontë: *Die großen Romane. Agnes Grey. Jane Eyre. Shirley. Vilette. Sturmhöhe* (fünf Bände in Kassette)

© 2012, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: George Dunlop Leslie (1835–1921), »Considering a Reply« (um 1860), Private Collection / The Maas Gallery, London / bridgemanart.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86647-870-1

www.anacondaverlag.de

KAPITEL I

Das Pfarrhaus

In einer Lebensgeschichte ist immer auch eine Lehre verborgen; doch bei einigen fällt es schwer, diesen Schatz zu heben, und hat man ihn endlich gehoben, ist er oft von so geringem Umfang, dass der vertrocknete, runzlige Kern, den man vorfindet, es kaum lohnend erscheinen lässt, die Nuss überhaupt geknackt zu haben. Ob dies bei meiner eigenen Lebensgeschichte der Fall ist oder nicht, darüber vermag ich kaum zu urteilen. Bisweilen glaube ich, dass sie sich für manche als hilfreich und für andere als unterhaltsam erweisen könnte. Darüber soll die Welt ihr eigenes Urteil fällen. Indem ich im Verborgenen bleibe und einigen Personen fiktive Namen gebe und da bereits viele Jahre verstrichen sind, wage ich das Unterfangen und werde dem Leser in aller Offenheit darlegen, was ich meinem engsten Freund nicht anvertrauen würde.

Mein Vater war ein nordenglischer Pfarrer, der bei allen, die ihn kannten, wohlverdienten Respekt genoss und der als junger Mann sehr gut von den Einkünften aus seiner kleinen Gemeinde und einer bescheidenen Besetzung leben konnte. Meine Mutter, die ihn ganz gegen den Wunsch ihrer Familie geheiratet hatte, war

die Tochter eines Grundbesitzers und eine Frau mit Charakter. Alle Versuche, ihr vor Augen zu führen, dass sie auf ihre Kutsche, ihr Hausmädchen und alle Annehmlichkeiten des Wohlstands, die ein nahezu unverzichtbarer Teil ihres Lebens waren, würde verzichten müssen, sobald sie die Frau eines armen Pfarrers würde, waren vergeblich. Eine Kutsche und ein Hausmädchen waren angenehme Erleichterungen des täglichen Lebens, aber gottseidank verfügte sie über Füße, die sie trugen, und Hände, mit denen sie alles Nötige selbst erledigen konnte. Ein elegantes Anwesen auf weitläufigem Grund und Boden war durchaus nicht zu verachten, aber sie wollte lieber mit Richard Grey in einer Hütte leben als mit irgendeinem anderen Mann auf der Welt in einem Palast.

Da ihr Vater einsehen musste, dass Argumente nichts nützten, erklärte er den beiden Liebenden schließlich, sie könnten heiraten, wenn es ihnen gefiele, doch würde seine Tochter ihr ganzes Vermögen damit verspielen. Er hatte erwartet, dass dies die Begeisterung der beiden dämpfen würde, doch er irrte sich. Mein Vater kannte den tatsächlichen Wert meiner Mutter nur zu gut, als dass er hätte übersehen können, dass sie selbst ein nicht zu verachtendes Vermögen darstellte. Sofern sie also bereit war, sein bescheidenes Heim zu verschönern, war er entschlossen, sie unter allen Umständen zur Frau zu nehmen. Sie wiederum wollte lieber mit ihren eigenen Händen arbeiten, als von dem Mann, den sie liebte, getrennt zu sein, dem Freude zu bereiten sie glücklich machen würde und mit dem sie ohnehin be-

reits in Herz und Seele verbunden war. Ihr Vermögen füllte also die Taschen ihrer klügeren Schwester, der Gattin eines reichen Emporkömmlings, der sein Vermögen in den Kolonien gemacht hatte, während sie selbst – ganz zur allgemeinen Verwunderung und unter dem Mitgefühl aller, die sie kannten – das Exil eines schlichten Pfarrhauses in den Hügeln von *** wählte. Trotz all dieser Umstände und trotz des lebhaften Gemüts meiner Mutter und der Launen meines Vaters glaube ich, dass man in ganz England suchen, doch kein glücklicheres Paar finden konnte.

Von sechs Kindern überstanden nur meine Schwester Mary und ich die Gefahren der ersten Kindheitsjahre. Ich war fünf oder sechs Jahre jünger und in den Augen aller *das Kind* und der Liebling der Familie. Vater, Mutter und Schwester verwöhnten mich gemeinsam; nicht indem sie mir alles erlaubt hätten – dann wäre ich sicher zügellos und unerziehbar geworden –, sondern durch endlose Güte, die mich hilflos und abhängig werden ließ; außer Stande, den Sorgen und Turbulenzen des Lebens zu begegnen.

Mary und ich wuchsen in völliger Zurückgezogenheit auf. Meine Mutter verfügte über eine hohe Bildung und ein breites Wissen, und sie liebte die Beschäftigung. Also übernahm sie die Aufgabe, uns zu unterrichten – außer in Latein, das mein Vater uns beibrachte –, und wir besuchten niemals eine Schule. Da es in der Nachbarschaft keine Gesellschaft für uns gab, bestand unser Kontakt zur Welt aus gelegentlich stattfindenden Einladungen zum Tee, bei denen die wich-

tigsten Bauern und Geschäftsleute der Umgebung zu uns kamen – weil es nicht heißen sollte, wir seien zu stolz, mit unseren Nachbarn zu verkehren –, und aus einem alljährlichen Besuch bei unserem Großvater väterlicherseits, wo wir immer nur ihn selbst, unsere liebe Großmama, eine alleinstehende Tante und zwei oder drei ältere Damen und Herren zu Gesicht bekamen. Manchmal erzählte uns unsere Mutter lustige Geschichten und Anekdoten aus ihrer Jugend, die uns zwar stets zum Lachen brachten, zumindest in mir aber auch den geheimen Wunsch weckten, ein wenig mehr von der Welt zu sehen.

Ich glaubte, dass sie früher sehr glücklich gewesen sein musste, doch sie schien sich nie nach der Vergangenheit zu sehnen. Mein Vater jedoch, der von Natur aus weder ein ruhiger noch ein fröhlicher Mensch war, verfiel oft unnötig in Sorge, wenn er an das Opfer dachte, das seine Frau ihm zuliebe erbracht hatte, und quälte sich mit endlos um sich selbst kreisenden Plänen, wie er für sie und für uns mehr aus seinem kleinen Vermögen machen könnte. Vergeblich versuchte meine Mutter ihm zu versichern, dass sie durchaus zufrieden sei und dass wir, solange er nur für die Kinder ein wenig zur Seite lege, alle mehr als genug zum Leben und auch für die Zukunft hätten. Doch das Sparen gehörte nicht zu den Stärken meines Vaters: Er verschuldete sich zwar nicht (zumindest sorgte meine Mutter dafür, dass er es nicht tat), hatte er jedoch Geld, dann gab er es auch aus. Es war ihm wichtig, dass er ein annehmlisches Haus unterhielt und dass seine Frau und

seine Töchter gut gekleidet und gepflegt erschienen. Außerdem war er wohlthätig und half den Armen im Rahmen seiner Verhältnisse oder, wie manche fanden, sogar darüber hinaus.

Eines Tages unterbreitete ihm jedoch ein wohlmeinender Freund einen Vorschlag, wie er auf einen Schlag sein persönliches Vermögen verdoppeln und anschließend sogar in ungeahnte Höhen weiter vermehren könne. Dieser Freund war Kaufmann; ein Mensch mit Unternehmergeist und ohne Zweifel auch mit echtem Talent, der aber aus Mangel an Kapital in seinen geschäftlichen Vorhaben etwas eingeschränkt war. Meinem Vater versprach er jedoch einen großzügigen Anteil am Gewinn, wenn dieser ihm nur anvertraue, was er entbehren könne. Er glaubte, meinem Vater einhundert Prozent Gewinn sicher zusagen zu können, ganz gleich, welche Summe er in seine Hände legte. Der kleine Familienbesitz war schnell verkauft und der gesamte Ertrag dem befreundeten Kaufmann übergeben, der sich sofort daran machte, die Ware zu erwerben und seine Reise vorzubereiten.

Wie wir alle freute sich mein Vater auf eine verheißungsvolle Zukunft, auch wenn wir zunächst nur noch über das schmale Einkommen aus seinem Kirchenamt verfügen konnten; doch mein Vater schien nicht zu glauben, dass es nötig sei, unsere Ausgaben allzu streng danach auszurichten. Und so ließen wir es uns, indem wir bei Mr Jackson, Mr Smith und Mr Hobson anschreiben ließen, sogar noch besser gehen als zuvor; auch wenn meine Mutter der Ansicht war, dass wir uns

zurückhalten sollten: schließlich seien unsere Aussichten auf Wohlstand noch unsicher, und im Übrigen werde mein Vater keine Einschränkungen zu spüren bekommen, wenn er ihr nur die Verantwortung für alles übertrage. Aber diesmal war er unbelehrbar.

Wie glücklich waren Mary und ich doch in all den Stunden, die wir mit Handarbeiten am Kamin, bei gemeinsamen Wanderungen durch die heidebedeckten Hügel oder unter der Trauerbirke (dem einzigen echten Baum im Garten) miteinander verbrachten, während wir uns gemeinsam mit unseren Eltern oder zu zweit die kommenden glücklichen Zeiten vorstellten. Wir träumten davon, was wir alles tun und sehen und besitzen würden; doch die einzige Grundlage für dieses üppige Ideenreich waren die Reichtümer, die wir erwarteten, sobald unser verdienstvoller Kaufmann mit seinen Spekulationen Erfolg haben würde. Unser Vater war beinahe so schlimm wie wir; nur dass er vorgab, nicht ganz im Ernst zu sprechen. Er versteckte seine strahlenden Hoffnungen und seine überaus optimistischen Erwartungen vielmehr in scherzhaften Äußerungen, die mir immer besonders gescheit und lustig vorkamen. Unsere Mutter lachte vor Freude, wenn sie ihn so glücklich und voller Hoffnung sah, doch sie fürchtete, dass er sich des Erfolgs zu sicher war, und einmal hörte ich sie flüstern, als sie gerade aus dem Zimmer ging: »Gebe Gott, dass seine Hoffnungen nicht enttäuscht werden. Ich weiß, er würde es nicht verkraften.«

Und wie sehr seine Hoffnungen enttäuscht wurden. Die Nachricht traf uns wie ein Donnerschlag: Das

Schiff, das unser Vermögen trug, hatte Schiffbruch erlitten und war mit seiner Fracht und einem Teil seiner Mannschaft untergegangen, darunter auch der unglückliche Kaufmann. Ich trauerte um ihn und um all die Luftschlösser, die wir gebaut hatten, doch dank der geistigen Beweglichkeit, zu der ein junger Mensch fähig ist, erholte ich mich schnell wieder von dem Schock.

Hatte Reichtum durchaus seinen Reiz gehabt, so war doch Armut für ein unerfahrenes Mädchen wie mich kein Schrecken. Um die Wahrheit zu sagen, schien sogar etwas Ermunterndes in dem Gedanken zu liegen, in eine Zwangslage geraten und ganz auf die eigenen Fähigkeiten zurückgeworfen zu sein. Ich wünschte mir nur, dass Papa und Mama und Mary das gleiche empfinden könnten; dann würden wir schon, statt die Tragödie zu beklagen, gemeinsam frohen Mutes zur Tat schreiten, um sie zu überstehen. Je größer die Schwierigkeiten, umso größer würde auch unsere Entschlossenheit sein, sie zu meistern; je größer unsere Entbehrungen, umso größer würde auch unsere Freude sein, sie ertragen zu können.

Mary klagte zwar nicht, doch ihre Gedanken kreisten ständig um das Unglück. Sie verfiel in einen Zustand andauernder Mutlosigkeit, und alle meine Versuche, sie daraus zu befreien, scheiterten. Ich schaffte es einfach nicht, sie dazu zu bringen, die Sache optimistischer zu betrachten, so wie ich es tat. Stattdessen hatte ich Angst, als kindlich naiv oder begriffsstutzig zu gelten, und behielt daher die meisten meiner guten Ideen

und aufmunternden Gedanken für mich, denn mir war klar, dass niemand sie zu schätzen wusste.

Meine Mutter war damit beschäftigt, meinen Vater zu trösten, unsere Schulden zu begleichen und unsere Ausgaben auf jede erdenkliche Art zu beschränken, doch mein Vater war vollkommen überwältigt von der Tragödie – seine Gesundheit, seine Kraft und seine Seele litten unter dem Schicksalsschlag und sollten sich nie wieder ganz erholen. Vergeblich versuchte meine Mutter ihn aufzumuntern und appellierte an seinen Glauben, seinen Mut und seine Zuneigung zu ihr und zu uns. Genau diese Zuneigung wurde ihm zu größten Qual: Es war ja um unseretwillen, dass er sich so sehr gewünscht hatte, sein Vermögen zu vermehren. Weil er es für uns tun wollte, hatte er so großartige Hoffnungen in den Erfolg gesetzt, und aus dem gleichen Grund befahl ihm nun ein so bitterer Kummer. Er quälte sich mit Selbstvorwürfen, dass er den Rat meiner Mutter missachtet hatte, denn andernfalls wäre ihm zumindest die zusätzliche Last der Schulden erspart geblieben. Und er warf sich vor, sie aus ihrem früheren Leben in Würde, Komfort und Wohlstand gerissen zu haben, nur um mit ihm nun die Qualen und Sorgen der Armut zu teilen. Zu sehen, wie diese großartige, hochgebildete Frau, die man früher so sehr umworben und bewundert hatte, zur einfachen Hausfrau geworden war, die sich mit handfesten häuslichen Arbeiten und der Haushaltskasse herumschlagen musste, war bitterste Galle für sein Gemüt. Ihre Bereitschaft, diese Pflichten zu erfüllen, ihre Gelassenheit, mit der sie Rückschläge er-

trug, und ihre Güte, die es nicht zuließ, ihm auch nur die geringsten Vorwürfe zu machen, verkehrte er mit seiner Begabung, sich selbst zu quälen, in nur noch größeres Leid. So setzte der Kopf dem Körper zu und griff die Nerven an, was wiederum die Sorgen wachsen ließ, bis seine Gesundheit durch diesen Teufelskreis ernsthaft geschädigt war. Keine von uns konnte ihn davon überzeugen, dass unsere Lage nur halb so düster und hoffnungslos war, wie seine morbide Vorstellungskraft es ihm erscheinen ließ.

Der Wagen, der uns so gute Dienste geleistet hatte, wurde verkauft und ebenso unser kräftiges, gutgenährtes Pony – seit jeher unser getreuer Gefährte, der eigentlich bis zum Ende seiner Tage von uns versorgt werden sollte und den wir niemals weggeben wollten. Die Wagenremise und der Stall wurden vermietet, unser junger Dienstbote und die beiden noch fleißigeren (und besser bezahlten) Dienstmädchen wurden entlassen. Unsere Kleider wurden geflickt, gewendet und gestopft, solange es der gute Anstand noch zuließ, sie zu tragen; unsere Mahlzeiten, die immer schon einfach gewesen waren, wurden nun bescheiden wie noch nie – die Leibgerichte meines Vaters ausgenommen. An Kohlen und Kerzen wurde strikt gespart – statt zweier Kerzen wurde immer nur eine angezündet, und das so selten wie möglich –, und die Kohlen in dem immer nur halb gefüllten Kasten wurden sorgsam gehütet, besonders, wenn mein Vater außer Haus war, um seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen, oder wenn er krank im Bett lag. Dann saßen wir beisammen, die Füße dicht

am Kaminvorsetzer, schoben die verglimmende Glut immer noch einmal zusammen und legten hin und wieder ein wenig Kohlenstaub oder Bruchstücke nach, um die Glut am Leben zu halten. Unsere Teppiche waren abgenutzt und fadenscheinig und wurden noch häufiger geflickt und gestopft als unsere Kleider. Mary und ich hielten den Garten in Ordnung, um die Kosten für einen Gärtner zu sparen, und das Kochen und die Hausarbeiten – von einem Hausmädchen alleine nur schwerlich zu bewältigen – erledigten meine Mutter und meine Schwester, wobei ich gelegentlich ein wenig half – nur ein wenig, denn obschon ich mich selbst bereits als Frau sah, war ich in ihren Augen noch ein Kind; und meine Mutter war, wie die meisten lebhaften, zupackenden Frauen, ohnehin nicht mit sonderlich lebhaften Töchtern gesegnet. Da sie jedoch selbst so gebildet und gewissenhaft war, kam ihr niemals der Gedanke, ihre Aufgaben in die Hand einer Stellvertreterin zu geben. Sie wollte vielmehr nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere mitdenken und arbeiten, und ganz gleich, was anstand, war sie der Ansicht, dass niemand es so gut erledigen könne wie sie selbst. Wann immer ich anbot, ihr zu helfen, erhielt ich Antworten wie:

»Nein, Liebes, wirklich nicht – das ist nichts, wobei du mir helfen könntest. Hilf lieber deiner Schwester oder geht zusammen spazieren – sag ihr, dass sie nicht so viel drinnen sitzen darf – sie sieht schon ganz dünn und niedergeschlagen aus.«

»Mary, Mama sagt, ich soll dir helfen oder mit dir spazieren gehen; sie sagt, du siehst schon ganz dünn

und niedergeschlagen aus, weil du so viel drinnen sitzt.«

»Du kannst mir nicht helfen, Agnes, und mit dir kommen kann ich nicht – ich habe noch zu viel zu tun.«

»Dann lass mich dir helfen.«

»Das geht wirklich nicht, Kind. Geh doch Klavier üben oder mit dem Kätzchen spielen.«

Es gab immer genug zu nähen, doch niemand hatte mir beigebracht, wie man Stoff für ein Kleidungsstück zuschneidet. Außer einfachem Umsäumen gab es nur wenige Handgriffe, die ich erledigen konnte, und selbst dabei sagten die beiden oft, dass es viel einfacher sei, die Arbeit gleich selbst zu erledigen, als sie für mich vorzubereiten, und außerdem sähen sie es viel lieber, wenn ich lernte oder mich amüsierte – wenn mein Lieblingskätzchen einmal eine gestandene alte Katze sein würde, sei es noch früh genug für mich, gebeugt über meiner Arbeit zu sitzen wie eine alte Matrone. Auch wenn ich der Familie tatsächlich kaum mehr nutzen konnte als das Kätzchen, war mein Müßiggang also nicht ganz unentschuldigt.

Bei all unseren Sorgen kann ich mich nur an ein einziges Mal erinnern, dass meine Mutter unseren Geldmangel beklagte. Es wurde gerade Sommer und sie sagte zu Mary und mir: »Wie schön wäre es doch, wenn euer Papa ein paar Wochen in Kur gehen könnte. Ich bin überzeugt, dass die Seeluft und eine andere Umgebung ihm überaus gut täten. Aber wisst ihr, das Geld reicht einfach nicht«, fügte sie seufzend hinzu.

Wir wünschten uns beide, dass eine solche Kur doch möglich wäre, und fanden es traurig, dass es nicht ging.

»Gut«, sagte sie, »das Klagen nützt ja nichts. Vielleicht können wir dieses Vorhaben ja doch auf die Beine stellen. Mary, du kannst doch so schön zeichnen. Was meinst du? Wenn du noch ein paar Bilder anfertigst und dabei dein Bestes gibst, dann lassen wir sie rahmen, zusammen mit den Aquarellen, die du schon gemalt hast, und versuchen, sie einem aufgeschlossenen Kunsthändler anzubieten, der einen Sinn für ihren Wert hat.«

»Mama, wenn du wirklich glaubst, dass man sie verkaufen kann und dass es sich lohnt, dann wäre ich unglaublich glücklich.«

»Es lohnt auf jeden Fall die Mühe, es zu versuchen, mein Liebes. Kümmere du dich um die Zeichnungen, und ich werde versuchen, einen Käufer zu finden.«

»Ich würde auch so gern etwas tun«, sagte ich.

»Du, Agnes! Ja, wer weiß? Du kannst auch gut zeichnen. Wenn du dir ein einfaches Motiv aussuchst, dann würde ich schon sagen, dass du etwas zustande bringst, das man stolz vorzeigen kann.«

»Aber ich dachte an etwas ganz anderes, Mama, und ich habe schon lange ... aber ich mochte es euch noch nicht sagen.«

»Bitte sag uns, was du meinst.«

»Ich möchte gerne Erzieherin werden.«

Meine Mutter lachte überrascht auf. Meine Schwester ließ ihre Handarbeit erstaunt sinken und rief: »Du

eine Erzieherin, Agnes! Was sind denn das für Wunschträume?»

»Also ich weiß nicht, was daran so ungewöhnlich sein soll. Ich will gar nicht sagen, dass ich ältere Mädchen unterrichten kann; aber kleineren könnte ich sicher etwas beibringen ... und es würde mir solchen Spaß machen ... ich mag Kinder so sehr. Bitte gib mir deine Erlaubnis, Mama!«

»Aber Liebes, du hast doch noch gar nicht gelernt, für dich selbst zu sorgen; und wenn man sich um kleine Kinder kümmern möchte, braucht man viel mehr Einfühlsamkeit und Erfahrung als bei älteren.«

»Aber Mama, ich bin schon über achtzehn. Ich kann natürlich schon für mich selbst sorgen und auch für andere. Du weißt doch gar nicht, wie überlegt und besonnen ich sein kann, weil mich noch niemand auf die Probe gestellt hat.«

»Nun stell dir einmal vor«, sagte Mary, »wie du in einem Haus voll fremder Leute zurechtkommen würdest, wenn Mama oder ich nicht da wären, um für dich zu sprechen oder für dich einzutreten ... und dann außer dir noch ein Haufen Kinder, um die du dich kümmern musst; und niemand, den du um Rat fragen kannst. Du wüsstest doch nicht einmal, was du anziehen sollst.«

»Ihr glaubt, dass ich nicht selbst denken kann, weil ich immer tue, worum ihr mich bittet. Aber stellt mich doch einmal auf die Probe – mehr verlange ich ja nicht –, und ihr werdet sehen, wozu ich fähig bin.«

In diesem Moment kam mein Vater herein, und er erfuhr, worüber wir sprachen.

»Was? Meine kleine Agnes! Eine Erzieherin!«, rief er, und trotz seiner Niedergeschlagenheit musste er lachen bei dem Gedanken.

»Ja, Papa. Nun sei du nicht auch noch dagegen. Es würde mir so viel Freude bereiten, und ich bin mir sicher, dass ich wunderbar zurechtkommen würde.«

»Aber mein Schatz, wir können nicht auf dich verzichten.« Und ich sah eine Träne in seinem Auge, als er weitersprach: »Nein! Es mag uns ja schlecht gehen, aber so weit ist es doch noch nicht gekommen.«

»So ist es«, sagte meine Mutter. »Es gibt überhaupt keine Notwendigkeit für einen solchen Schritt. Es ist nur eines ihrer Hirngespinnste. Sei also bitte still, du ungezogenes Kind. Du magst vielleicht Lust haben, uns zu verlassen, aber du weißt ganz genau, dass wir uns nicht von dir trennen können.«

An diesem Tag und an den folgenden sagte ich nichts mehr dazu, doch so schnell gab ich meinen Herzenswunsch nicht auf. Mary holte ihre Zeichensachen und machte sich sofort ans Werk. Auch ich begann zu zeichnen, doch ich dachte dabei an andere Dinge.

Wie viel Freude würde es mir machen, Erzieherin zu sein! Ich würde hinaus in die Welt gehen und ein neues Leben beginnen, für mich selbst entscheiden, meine ungenutzten Fähigkeiten einsetzen, ausprobieren, welche Kräfte in mir wohnen, für mein eigenes Auskommen sorgen und Vater, Mutter und Mary nicht nur davon entbinden, mich zu ernähren und zu kleiden, sondern sie sogar selbst noch unterstützen. Ich würde Papa zeigen, was seine kleine Agnes leisten

konnte, und Mama und Mary davon überzeugen, dass ich nicht das hilflose, gedankenlose Wesen war, für das sie mich hielten. Und wie schön es sein würde, Kinder zur Fürsorge und Erziehung anvertraut zu bekommen! Was auch immer andere Leute sagen mochten, ich fühlte mich dieser Aufgabe voll und ganz gewachsen. Die deutlichen Erinnerungen an meine eigenen Gedanken und Gefühle als Kind würden mich weit sicherer leiten, als es die Unterweisungen des erfahrensten Lehrers konnten. Ich musste mir nur vor Augen führen, wie ich im Alter meiner jungen Schüler gewesen war, und würde sofort wissen, wie man ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewinnt, wie man bei einer Missetat ihre Reue weckt, wie man die Schüchternen ermutigt und die Traurigen tröstet, und wie die Tugend etwas Erreichbares, das Lernen etwas Schönes und Religion etwas Liebenswertes und Begreifbares sein kann.

»Welch herrliche Aufgabe,
Jungen Gedanken das Sprießen zu lehren!«*

Die zarten Pflänzchen zu hegen und ihre Knospen zu beobachten, wie sie sich Tag um Tag weiter öffnen! Trotz all der äußeren Einflüsse war ich entschlossen, mich durchzusetzen, auch wenn mich die Angst, meine Mutter zu verärgern oder die Gefühle meines Vaters zu verletzen, in den folgenden Tagen daran hin-

* Agnes zitiert hier den schottischen Dichter James Thomson (aus »The Seasons / Spring«, Anm. d. Übers.)

derte, das Thema wieder aufzugreifen. Schließlich sprach ich meine Mutter, als ich mit ihr alleine war, wieder darauf an und schaffte es mit einigen Schwierigkeiten, ihr das Versprechen abzurufen, mich bei meinem Vorhaben tatkräftig zu unterstützen. Als Nächstes holte ich die – zögerliche – Zustimmung meines Vaters ein, und dann begann meine liebe Mutter, obwohl sich Mary immer noch seufzend dagegen aussprach, sich nach einer Stellung für mich umzusehen. Sie schrieb an die Verwandten meines Vaters und studierte Zeitungsannoncen – zu ihrer eigenen Familie hatte sie schon seit Langem keinen echten Kontakt mehr. Seit ihrer Hochzeit hatte man gelegentlich recht förmliche Briefe gewechselt, und sie hätte niemals in einem Fall wie diesem ihre Verwandten behelligt. Doch meine Eltern hatten schon so lange so zurückgezogen gelebt, dass es Wochen dauerte, bis eine passende Stellung gefunden war. Schließlich wurde zu meiner großen Freude beschlossen, dass ich mich um die Sprösslinge einer gewissen Mrs Bloomfield kümmern sollte, die meine liebe, etwas steife Tante Grey aus ihrer Jugend kannte und die sie uns als sehr nette Frau schilderte. Ihr Gatte war ein Geschäftsmann im Ruhestand, der ein durchaus stattliches Vermögen erworben hatte, aber nicht dazu bewegt werden konnte, der Lehrerin seiner Kinder ein höheres Gehalt als fünfundzwanzig Pfund zu gewähren. Ich wollte jedoch nicht ablehnen und nahm die Stelle voll Freude an – was auch meine Eltern für das Beste hielten.

Die folgenden Wochen waren der Vorbereitung gewidmet. Wie lang mir diese Zeit doch vorkam! Und doch waren es im Wesentlichen glückliche Wochen – voller Hoffnung und froher Erwartungen. Mit wie viel Freude ich beim Nähen meiner neuen Kleider und dann beim Packen meiner Koffer half! Dennoch mischte sich eine gewisse Bitterkeit darunter – und als alles gepackt und für meine Abreise am nächsten Morgen bereitstand und der Abend meines letzten Tages zu Hause gekommen war, machte sich eine plötzliche Beklemmung in meinem Herzen breit. Meine liebe Familie war so traurig und alle fanden so nette Worte, dass ich die Tränen kaum zurückhalten konnte, und doch tat ich, als sei ich froh. Ich war ein letztes Mal mit Mary durch das Moor gezogen und ein letztes Mal durch den Garten und um das Haus gegangen. Ich hatte gemeinsam mit ihr zum letzten Mal unsere Haustauben gefüttert – diese hübschen Vögel, denen wir beigebracht hatten, Körner aus unserer Hand zu picken. Jeder von ihnen hatte ich zum Abschied über ihren seidigen Rücken gestreichelt, während sie in meinem Schoß saßen. Zärtlich hatte ich meinen beiden Lieblingen, einem Paar schneeweißer Pfautauben, einen Kuss gegeben. Ich hatte mein letztes Stück auf dem vertrauten, alten Klavier gespielt und meinem Vater zum letzten Mal ein Lied vorgesungen, hoffentlich nicht das letzte Lied, aber doch das letzte für eine Zeit, die mir sehr lang erschien. Sollte ich das alles eines Tages wieder tun, würden mich vielleicht andere Gefühle begleiten, die

Umstände wären andere, und dieses Haus wäre niemals wieder mein Zuhause.

Meine liebe kleine Freundin, unser Kätzchen, würde sich bestimmt verändern. Sie wuchs bereits zu einer schönen Katze heran, und wenn ich zurückkehrte, vielleicht zu einem kurzen Besuch zu Weihnachten, würde sie ihre alte Spielgefährtin und die gemeinsamen Streiche wahrscheinlich längst vergessen haben. Ich hatte ein letztes Mal mit ihr gespielt, und als ich ihr weiches, helles Fell streichelte, schnurrte sie sich selbst auf meinem Schoß in den Schlaf, und ich wurde so traurig, dass ich es kaum verbergen konnte. Als es schließlich Zeit zum Schlafengehen war und ich mich mit Mary in unser kleines Zimmer zurückzog – wo meine Schubladen bereits ausgeräumt waren und meine Seite des Bücherschranks leer stand –, das Zimmer, wo Mary sich von nun an, wie sie sagte, einsam und verloren schlafen legen musste, war ich so betrübt wie nie zuvor. Es kam mir auf einmal vor, als hätte ich nur an mich gedacht, als ich darauf drängte, sie zurückzulassen; und als ich neben unserem schmalen Bett noch einmal niederkniete, betete ich inbrünstiger als je zuvor und bat Gott, sie und meine Eltern zu segnen. Um meine Regung zu verbergen, legte ich meine Hände vor das Gesicht, und sie waren bald schon nass vor Tränen. Als ich aufstand, bemerkte ich, dass auch Mary geweint hatte, aber wir sprachen beide kein Wort, legten uns schweigend zur Ruhe und rückten, weil uns klar war, wie bald wir Abschied nehmen mussten, besonders nahe zusammen.

Doch am nächsten Morgen war ich wieder voll Hoffnung und guten Mutes. Ich musste früh aufbrechen, damit Mr Smith (der im Dorf einen Laden für Stoffe, Lebensmittel und Tee besaß) mit seinem Einspanner am gleichen Abend wieder zurück sein konnte. Ich stand auf, wusch mich, zog mich an, frühstückte hastig, ließ mich von meinem Vater, meiner Mutter und Mary herzlich umarmen, gab der Katze einen Kuss, zum Entsetzen von Sally, dem Hausmädchen, reichte ihr die Hand, bestieg den Einspanner, bedeckte mein Gesicht mit meinem Schleier und dann, aber erst dann, brach ich in Tränen aus.

Das Pferd zog an – und ich drehte mich um. Meine liebe Mutter und meine Schwester standen noch an der Tür, sahen mir nach und winkten. Ich winkte zurück und erbat von ganzem Herzen Gottes Segen für sie. Wir rollten den Hügel hinab, und ich konnte sie nicht mehr sehen.

»Da haben Sie 'nen kalten Morgen erwischt, Miss Agnes«, bemerkte Smith. »Und 'n düsteren dazu; aber vielleicht schaffen wir's ja, Sie ans Ziel zu kutschieren, ehe 's zu sehr regnet.«

»Ja, hoffentlich«, erwiderte ich so ruhig ich konnte.

»Gestern Abend hat's schon ordentlich gegossen.«

»Ja.«

»Wenn wir Glück haben, hält der kalte Wind die Wolken noch zurück.«

»Wenn wir Glück haben, ja.«

Damit endete unsere Unterhaltung; wir durchquerten das Tal und begannen den Anstieg auf der anderen

Seite. Als wir uns den Weg hinaufquälten, drehte ich mich noch einmal um: Dort war der Kirchturm unseres Dorfs und gleich dahinter das graue alte Pfarrhaus, das von einem schräg einfallenden Sonnenstrahl erleuchtet wurde. Es war nur ein schwaches Licht, doch das Dorf und die Hügel der Umgebung lagen alle in dunklem Schatten, und so freute ich mich über den langsam wandernden Strahl, der wie ein gutes Omen auf mein Zuhause schien. Ich faltete die Hände und erbat inständig den Segen für seine Bewohner. Dann sah ich, wie das Sonnenlicht verglomm. Ich drehte mich schnell wieder um und zwang mich, nicht noch einmal zurückzublicken, damit ich nicht sehen konnte, wie das Haus in den gleichen bedrückenden Schatten fiel, der die ganze Landschaft bedeckte.

KAPITEL 2

Die ersten Lektionen einer Lehrerin

Im Verlauf unserer Fahrt besserte sich meine Stimmung, und ich begann mir voll Freude vorzustellen, wie mein neues Leben, das gerade begann, aussehen mochte. Obschon es kaum später als Mitte September war, sorgten dicke Wolken und ein kräftiger Nordostwind für besonders kaltes, unfreundliches Wetter. Die Reise zog sich dahin, denn die Straßen waren »ziemlich schwer befahrbar«, wie Smith bemerkte, und da das Pferd ein Schwergewicht war, schleppte es sich die Hügel hinauf und stapfte auf der anderen Seite wieder hinunter. Nur wenn die Straße ganz eben verlief oder sanft anstieg, ließ es sich dazu bewegen, in einen leichten Trab zu fallen, was in diesem hügeligen Landstrich aber selten genug der Fall war, sodass es schon fast ein Uhr schlug, da wir unser Ziel erreichten. Als wir jedoch das hohe Eisentor passierten, die gerade und gepflegte Zufahrt mit grünem Rasen und jungen Bäumen zu beiden Seiten hinauffuhren und sich das noch neue, aber stattliche Anwesen von Wellwood hinter einem jungen Pappelwäldchen erhob, verließ mich mein Mut, und ich wünschte, wir hätten

noch eine Meile oder zwei mehr vor uns gehabt. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich auf mich allein gestellt – es gab kein Zurück – ich musste dieses Haus betreten und unter den fremden Leuten, die dort lebten, meinen Platz finden. Aber wie sollte ich das anstellen? Ich war zwar fast neunzehn, doch infolge meines zurückgezogenen Lebens, behütet von der Fürsorge meiner Mutter und Schwester, gab es sicher viele fünfzehnjährige oder noch jüngere Mädchen, die erwachsener, gelassener und selbstbewusster auftraten als ich. Aber wenn Mrs Bloomfield eine freundliche, mütterliche Frau war, käme ich bestimmt gut zurecht. Mit den Kindern wäre ich sicher schnell vertraut – und mit Mr Bloomfield, so hoffte ich, würde ich nur wenig zu tun haben.

»Sei ganz ruhig, was auch immer passiert, ganz ruhig«, sagte ich mir. Und ich hielt mich tatsächlich so gut an diesen Vorsatz und war so sehr damit beschäftigt, meine Nerven und das aufmüpfige Pochen meines Herzens zu beruhigen, dass ich, als ich in die Empfangshalle geleitet und dann zu Mrs Bloomfield vorgelassen wurde, fast vergaß, ihren höflichen Gruß zu erwidern. Im Rückblick fiel mir auf, dass das Wenige, was ich herausbrachte, wie die Worte einer Halbtoten oder halb Eingeschlafenen geklungen hatten. Auch die Dame hatte eine eher kühle Art, wie ich mich später, als ich Zeit zur Besinnung fand, erinnerte. Sie war eine große, schlanke, würdevolle Frau mit schwarzem Haar, kühlen grauen Augen und einer fahlen Gesichtsfarbe.

Doch sie erwies sich als durchaus höflich, zeigte mir mein Schlafzimmer und bat mich, zu einer kleinen Erfrischung wieder herunterzukommen, sobald ich meine Reisekleidung abgelegt haben würde. Als ich in den Spiegel sah, erschrak ich ein wenig: Der kalte Wind hatte meine Hände rot anschwellen lassen, mein Haar durcheinandergebracht und meinem Gesicht eine blassbläuliche Farbe verliehen. Darüber hinaus war mein Kragen schrecklich zerknittert, mein Kleid mit Schlamm bespritzt, und meine Füße steckten in festen, neuen Stiefeln. Da meine Koffer noch nicht nach oben gebracht worden waren, war an Abhilfe nicht zu denken, und so bändigte ich mein Haar so gut es ging, versuchte, meinen widerspenstigen Kragen mehrmals zurechtzuzupfen und stapfte schließlich vor mich hin grübelnd die Treppen aus dem zweiten Stock hinunter, wo ich mit einiger Schwierigkeit den Raum fand, in dem Mrs Bloomfield auf mich wartete.

Sie führte mich in den Speisesaal, wo das Lunch der Familie noch aufgetischt war. Ich bekam einen Teller mit Rindersteaks und lauwarmen Kartoffeln, und während ich aß, saß sie mir gegenüber, beobachtete mich (so kam es mir vor) und unternahm den Versuch, so etwas wie eine Unterhaltung zu führen – die im Wesentlichen aus einer Reihe von kühl und förmlich geäußerten allgemeinen Bemerkungen bestand. Doch das war wahrscheinlich nicht so sehr ihre Schuld als meine, denn ich beherrschte die Regeln der gepflegten Unterhaltung einfach nicht. Meine

Aufmerksamkeit galt vielmehr fast ausschließlich der Mahlzeit; nicht dass ich ausgehungert gewesen wäre, sondern aufgrund der zähen Steaks und der Taubheit meiner Hände, die nach fast fünf Stunden im eisigen Wind immer noch fast wie gelähmt waren. Eigentlich hätte es mir genügt, nur die Kartoffeln zu essen und auf das Fleisch zu verzichten, doch da ich so viel davon auf meinem Teller hatte, konnte ich nicht so unhöflich sein, es liegenzulassen. Also nahm ich, nach einigen vergeblichen ungelungenen Versuchen, es zu zerschneiden, mit der Gabel zu zerteilen oder mit Hilfe beider Besteckstücke auseinanderzureißen – immer in dem Bewusstsein, dass mir diese schreckliche Frau bei diesem Unterfangen zusah –, Messer und Gabel wie eine Zweijährige in beide Fäuste und machte mich mit all meinen bescheidenen Kräften ans Werk. Eine gewisse Form der Entschuldigung war angebracht – ich versuchte so etwas wie ein Lachen und sagte: »Meine Hände sind noch so taub von der Kälte, dass ich das Besteck kaum richtig halten kann.«

»Ja, es ist wirklich recht kalt«, antwortete sie in einem ungerührten, kühlen Tonfall, der nicht geeignet war, mir etwas mehr Selbstsicherheit zu geben.

Als die Zeremonie beendet war, geleitete sie mich wieder in das Wohnzimmer, läutete und ließ die Kinder kommen.

»Sie werden feststellen, dass sie noch nicht sehr weit sind«, sagte sie. »Ich hatte nicht viel Zeit, mich selbst um ihre Erziehung zu kümmern, und wir fanden, dass sie bislang noch zu jung für eine Erzieherin waren. Ich

glaube aber, dass sie ganz helle Kinder sind und gerne lernen möchten, besonders unser kleiner Junge. Er ist unser ganzer Stolz, ein großzügiger und edelmütiger Knabe, den man führen muss und nicht drängen darf. Und er sagt immer die Wahrheit. Lug und Trug sind ihm zuwider.« (Das war gut zu hören.) »Auf seine Schwester Mary Ann müssen Sie aber aufpassen«, fuhr sie fort. »Alles in allem ist sie zwar ein gutes Mädchen, doch ich möchte gerne, dass sie von den Dienstboten so weit es geht ferngehalten wird, denn sie ist jetzt schon fast sechs und würde sich bestimmt viele schlechte Angewohnheiten anschauen. Ich habe veranlasst, dass ihr Bettchen in Ihr Zimmer gestellt wird. Bitte beaufsichtigen Sie sie beim Waschen und Anziehen und kümmern Sie sich um ihre Kleider. Mit dem Kindermädchen muss sie gar nicht mehr viel zu tun haben.«

Ich erwiderte gerade, dass ich diese Aufgaben gerne übernehmen wolle, als meine beiden Schüler gemeinsam mit ihren jüngeren Schwestern hereinkamen. Master Tom Bloomfield war ein gut entwickelter Siebenjähriger, eher schmal gebaut, blond, mit blauen Augen, einer kleinen aufwärtsgerichteten Nase und heller Haut. Mary Ann war ebenfalls groß, eher dunkelhaarig wie ihre Mutter, aber mit vollem rundem Gesicht und roten Wangen. Die zweite Tochter der Familie hieß Fanny, ein sehr hübsches kleines Mädchen. Mrs Bloomfield versicherte mir, sie sei ein besonders zartes Kind, das hin und wieder ermutigt werden musste. Sie hatte noch keinen Unterricht bekommen, aber in we-

nigen Tagen würde sie vier, und dann könne sie als erste Lektion das Alphabet lernen und auch meine Schülerin werden. Das jüngste Kind war Harriet, ein kleines, breit gebautes, pummeliges, fröhliches und verspieltes Mädchen von gerade erst zwei Jahren, von der ich sogleich am meisten angetan war – aber mit ihr sollte ich nichts zu tun haben.

Ich wechselte so gut ich es vermochte einige Worte mit meinen kleinen Schülern und versuchte sie, für mich zu gewinnen, doch leider mit wenig Erfolg, denn die Anwesenheit ihrer Mutter hemmte mich. Sie selbst hingegen waren bemerkenswert wenig schüchtern. Sie schienen mir selbstbewusste, lebhaft Kinder zu sein, und ich hoffte, dass ich bald ein freundschaftliches Verhältnis zu ihnen haben würde – besonders zu dem kleinen Jungen, von dessen gutem Charakter mir seine Mutter berichtet hatte. Bei Mary Ann bemerkte ich ein gewisses aufgesetztes Lächeln und ein Bedürfnis nach Beachtung, das mir einen Stich versetzte. Doch ihr Bruder forderte alle Aufmerksamkeit für sich. Er stand stramm und aufrecht mit dem Rücken zum Feuer und den Händen hinter dem Rücken, sprach wie ein Redner und unterbrach sich gelegentlich selbst, um seine Schwestern scharf zurechtzuweisen, wenn sie zu viel Krach machten.

»Oh Tom, was bist du doch für ein Schatz!«, rief seine Mutter aus. »Komm her und gib deiner Mama einen Kuss – und dann zeig doch Miss Grey einmal das Unterrichtszimmer, und die schönen neuen Bücher.«

»Nein, Mama, *du* bekommst keinen Kuss, aber ich *zeige* Miss Grey mein Unterrichtszimmer und meine neuen Bücher.«

»Und *mein* Unterrichtszimmer und *meine* neuen Bücher auch, Tom«, sagte Mary Ann. »Sie sind auch meine.«

»Nein, *meine*«, erwiderte er entschlossen. »Kommen Sie, Miss Grey – ich führe Sie hin.«

Nachdem mir das Zimmer und die Bücher, unter einigem Zanken zwischen Bruder und Schwester, das ich so gut es ging zu beschwichtigen versuchte, vorgeführt worden waren, zeigte mir Mary Ann ihre Puppe und begann mit ihren Ausführungen über ihre feinen Kleider, ihr Bett und ihre Kommode und weiteres Zubehör. Doch Tom befahl ihr, ihr Gerede sein zu lassen, sodass Miss Grey sein Schaukelpferd betrachten könne, das er sogleich unter großem Gerumpel aus einer Ecke in die Mitte des Zimmers zerrte, worauf er mich laut herbeizitierte, denn ich sollte es begutachten. Dann befahl er seiner Schwester, die Zügel zu halten, stieg auf und führte mir zehn Minuten lang vor, wie mannhaft er doch mit Reitpeitsche und Sporen umzugehen wusste. In der Zwischenzeit bewunderte ich jedoch Mary Anns wunderschöne Puppe und alles, was sie besaß, und Master Tom bestätigte ich, er sei ein kapitaler Reiter, obschon ich die Hoffnung äußerte, er würde von Peitsche und Sporen nicht gar so viel Gebrauch machen, wenn er auf einem richtigen Pony saß.

»Oh doch, das werde ich!«, sagte er und ritt umso wilder weiter. »Ich hau sie ihm richtig rein! Das mach ich. Bis es so richtig schwitzt.«

Ich war zutiefst erschüttert und hoffte, ihm mit der Zeit bessere Manieren beibringen zu können.

»Ziehen Sie sich jetzt Haube und Schal an«, sagte der kleine Held, »dann zeige ich Ihnen meinen Garten.«

»Er gehört auch *mir*«, sagte Mary Ann.

Als Tom ihr mit der Faust drohte, stieß sie einen lauten, schrillen Schrei aus, versteckte sich hinter mir und zog eine Grimasse.

»Du willst doch nicht deine Schwester schlagen, Tom! Das werde ich wohl hoffentlich nie erleben.«

»Doch, manchmal werden Sie das erleben. Hin und wieder muss ich das tun, damit sie sich benimmt.«

»Es ist nicht deine Aufgabe, für ihr Benehmen zu sorgen. Darum muss –«

»Jetzt holen Sie schon Ihre Haube.«

»Ich weiß nicht so recht – draußen ist es düster und kalt, und es sieht aus, als würde es gleich regnen – und du weißt, dass ich eine lange Fahrt hinter mir habe.«

»Egal – Sie müssen jetzt mitkommen. Ich dulde keine Ausreden«, erwiderte der junge Herr Wichtigtuer. Und da wir uns gerade erst kennengelernt hatten, ließ ich ihn für dieses Mal gewähren. Für Mary Ann war es zu kalt, nach draußen zu gehen, deshalb blieb sie bei ihrer Mutter – was ihren Bruder besonders freute, da er mich so ganz für sich allein hatte.

Der Garten war weitläufig und mit viel Geschmack angelegt. Leuchtende Dahlien und eine Reihe anderer Blumen standen noch in voller Blüte, doch mein Begleiter ließ mir keine Zeit, sie zu betrachten. Ich muss-

